

# Durch den Riss gesprengter Särge sieht sie den Chor der Engel stehn

Essay für das Duvanel-Themenheft der Zeitschrift *Das Narr*

Am 20.2.2021 erwache ich gegen 3 Uhr nachts. Ich liege in einem Dämmerzustand schwebend da und spüre unsichtbare Finger an mir arbeiten. Als würden Gespenster an mir fressen. Gespinste der Nacht. Die das, was ich in diesem Schwebezustand als meine Existenz wahrnehme, sanft berühren, in die Länge ziehen und das Geflecht öffnen. Aber bevor ich ganz aufgegangen bin, schlafe ich wieder ein und erwache im Morgengrauen. Ich knipse das Leselicht über dem Nachttisch an, mein Blick fällt auf Adelheid Duvanel's Erzählband *Beim Hute meiner Mutter*, worin ich abends gelesen habe. Ich schlage ihn auf und lande auf Seite 115:

## *Innenleben und Eigenleben*

Manuela war mager, trug rote Kleider, benützte rote Augenschatten und hatte eckige Bewegungen. Ein Onkel und ein Neffe waren Schriftsteller, eine Tante war Dichterin – Manuela malte. Sie malte, obwohl ihr vor Zeiten das Innenleben abhanden gekommen war. Es blieb stecken in einem gelben Schuh oder in einer blauen Vase, die in einer großen, hellen Wohnung standen, in der Manuela fünfzehn Jahre mit ihrem Mann gelebt hatte: bis zur Scheidung. Sie kochte in der letzten Zeit jeden Tag mexikanische Pfeffersuppe. Sie hatte am liebsten unvollständige Filme; sie betrachtete nur den Schluß, da sie der sogenannte Anfang nicht interessierte – und dabei wußte sie, daß es einen Schluß gar nicht geben kann.

Ihren Mann hatte sie erfunden: Ohne sie gäbe es ihn gar nicht, dachte sie. Sie argwöhnte immer, er mache sich selbstständig, entwickle ein Eigenleben, entferne sich von ihr. Sie gab ihm keinen Schnurrbart; als er einen wachsen ließ, kriegte sie Bauchkrämpfe, die erst nachließen, als er seinen Schnauz wieder abrasierte. Sie kaufte ihm ein rotes und ein grünes Hemd sowie Jeans; als er sich beim Schneider einen Nadelstreifenanzug machen ließ, versteckte sie das kostbare Kleid, das sie an ihm nicht sehen mochte. Er durfte sein lockiges, schwarzes Haar nicht kurz schneiden. Sie wollte, daß er der verträumte Junge blieb, in den sie

sich verliebt hatte. Er aber entwickelte Geschäftssinn, handelte mit Antiquitäten und nahm sich eine Geliebte, die in ihm den Tüchtigen liebte, den Herrn mit dem sicheren Auftreten. Manuela blieb nichts anderes übrig, als aus ihrem Traum herauszutreten: Dort, wo sie aber nun stand, war nichts, war Leere. Ihr Mann ließ sich von ihr scheiden und heiratete seine Geliebte; Manuela zog in eine Einzimmerwohnung und begann zu malen. Sie malte Oberflächen: ihren Tisch, ihre Kommode, ihr Bett, ihren Schrank, ihren Teppich. Sie hatte alles neu gekauft, um ohne Erinnerungen zu leben. Sie nahm sich vor, das leere Weißweinglas zu malen, über dem ihre Hand mit der brennenden Zigarette in der Luft gestanden hatte; sie wollte das Glas mit dieser Hand ergreifen, da sie annahm, es enthalte noch Wein: Plötzlich, ohne daß sie ihn berührt hatte, zersprang der Kelch, und Scherben lagen auf dem Tischtuch. Auch die Scherben wollte sie im Bild festhalten. Sie dachte auch daran, daß aus dem Gesicht jedes Mannes seine Mutter blickte; sie wollte ein solches Antlitz mit Pinsel und Farbe darstellen.

Eines Tages, als sie nach Hause kam, befanden sich verschiedene Dinge nicht am gewohnten Platz. Sie hatte niemandem den Schlüssel zur Wohnung gegeben: Wer hatte für Unordnung gesorgt? Sie verlor jeden Tag mehr die Übersicht. Sie kochte wieder mexikanische Pfeffersuppe und ging ins Kino, um den Schluß eines Films zu betrachten, denn das Ende war immer zugleich wieder ein Anfang. Es gab keine Geraden, es gab nur Kreise. Sie malte fortan nur noch Kreise.

Beim Lesen denke ich: Duvanel hat die Wände der Wirklichkeit, die Waben durch die die Momente voneinander getrennt sind (vielleicht sind sie auch nur mit Nadeln aneinander geheftet), gespürt. Wände dünn wie Haut. Wende. Und in *Innenleben und Eigenleben* ist sie dann in die Innenräume dieser Wirklichkeit im Text geschlüpft. Als Bienenkönigin ausgeschlüpft aus den Waben der Sprache, nachdem sie von den Wörterbienen lange genug mit Gelee Royal gefüttert worden ist. Aus diesem Satz: Manuela blieb nichts anderes übrig, als aus ihrem Traum herauszutreten: Dort, wo sie aber nun stand, war nichts, war Leere. Sie hat sich in diese Leere stürzen lassen. Dort stürzt sie noch immer und öffnet einen Zwischenraum in der Sprache, in dem ich sie spüren kann und in sie übergehen, das Gefühl

bekommen, ein Stückweit zu ihr zu werden. Wie bei einer Live-Übertragung – wo doch im Fernsehen jemand der eigentlich auf einem Schiff am Nordpol steht, zuhause bei mir im Wohnzimmer erscheint. Wie die Realisation also eines den meisten Geister-Ritualen zugrunde liegenden Menschheitstraums: über Räume und Zeiten hinweg mit den Toten kommunizieren zu können. Ich liege gethrilled von diesem Erlebnis einen Moment in meinem Bett und lasse mich im von meiner Mutter geerbten Kirschholz-Kahn durch das Morgengrauen treiben, die Kirchturm-Glocken schlagen schon 7 Uhr, und ich öffne wieder meine Augen und schlage *Totem und Tabu* auf, wo ich gestern Abend auch drin gelegen habe, und lese: Auf welche Weise es dabei zum Ersatz der wirklichen Familie durch die Totemsippe gekommen, bleibt ein Rätsel, dessen Lösung vielleicht mit der Aufklärung des Totem selbst zusammenfällt. Ich schwimme noch eine Weile weiter durch die Seiten und sinke auch hier wieder durch die Buchstaben hinein in einen Raum im Buch. Als hätte es einen Bauch. Das erschreckt mich und macht mich zugleich so glücklich wie einen Christen, der tatsächlich plötzlich in dem Himmel versinkt, in den zu kommen er sich sein ganzes Leben lang schon gewünscht hat. Ich merke, dass ich seit einer Weile, vielleicht seit 3 Minuten, nicht mehr weitergelesen habe, sondern die Wörter fixierend in diesen inneren Raum hineinsinke. Als hätte ich die Augen geschlossen, als würde ich noch schlafen oder als wäre ich an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit. Als wären Funkwellen in solchen Buchstaben unterwegs, die denjenigen, der ihre Frequenz reinkriegt, auf die Welle ziehen, die ihn dann durchdringt und wie ein kleines Kind, das nackt auf der nackten Haut seiner Mutter liegt und schläft, anhebt, wieder absinken lässt, wie ein Boot auf der Dünung ihres atmenden Brustkorbs. Bis das Kind mit seiner Haut in die Haut seiner Mutter einsinkt und im Traum in einem nestwarmen Hautmeer schwimmt. Eine Hautverbindung als sich öffnende, transitorische Wand. Und dort im Traum – inzwischen bin ich älter, 27 Jahre, und liege in einer möblierten Einzimmerwohnung in Biel, durch das offenstehende Fensterchen im Badezimmer dringt Vogelgezwitscher und das Verkehrsrauschen der Dufourstrasse – aus dem Traum ausschlüpfend die Augen aufschlagen kann und spüren, dass ich an einem Ort ausserhalb der Orte meine Augen geöffnet habe, wo ich etwas sehe das nur für mich bestimmt war: Ein durch die Zeit fliegendes Spaceship. Ein Trip. Auf der anderen Seite der Augen. Die Ohren

als Segel. Ohne dass ich mir etwas eingeworfen hätte, nur ein paar Sätze von Freud, anderthalb Seiten Duvanel. Der Rausch ist nicht psychedelisch, sondern scharf und klar, aber diese Schärfe, die wie ein Schnitt von einer Weinglasscherbe die Häute der Wirklichkeit aufzuschlitzen im Stande zu sein scheint, ist gefährlich. Gefährlich, weil ich meine gewöhnliche Existenz verlasse, ein Geist werde. Als dieser Geist mit den Geistern von Freud und Duvanel spreche, mich austausche. Einen Triptychon-Raum eröffne: Durch den zu gehen wie durch Spiegel und Zeiten es Menschen möglich wird. Menschen, die zu Scharnieren von Türen zu Geschichten voll toter Stimmen werden. Ich sehe mich dort liegen, ich bin nicht mehr so ganz ein Körper, sondern im ganzen Raum und auch in der Zeit verteilt, ausgestreut, wie das Mehl aus dem gemahlene Max oder die Linien des gemalten Moritz. Während ich die Sätze von Duvanel lese – die als junge Frau (Anfang der 60er, als sie in den *Basler Nachrichten* unter dem Pseudonym Judith Januar ihre ersten Geschichten veröffentlichte und in schwarzen Kleidern, fast immer allein, im Existentialisten-Café Atlantis rumhing) in einem journalistischen Interview, das ihr Bruder Felix Feigenwinter mit ihr führte, als Wunschzustand des Existierens »Auflösung ins Nichts ...« angegeben hatte – fühle ich mich, als würden mich Duvanel-Vögel fressen und mit mir im Bauch davonfliegen, weit über das Land hinweg. Mit den Bäuchen über den schillernden Rhein hinweg, der im Frühlingslicht leuchtet, mit den kleinen Wellen Sonnenstrahlen reflektierend. Der Rhein als Grenze zwischen den drei Ländern Schlaf, Wachen und Tod. Gesäumt von den Produktionshallen der internationalen Pharma-Giganten. Rüber in die Industriedörfchen von Pratteln, zur orangefarbenen 70er-Jahre Autobahnbrücke *Windrose* – auch Tor zur Schweiz genannt – in der mein Grossvater meine Grossmutter, wenn sie uns in Deutschland besucht hatten, wo wir 40 km hinter der Grenze gewohnt hatten – so gerne auf einen Kaffee Crémé eingeladen hatte, um mit ihr durch die grossen Bullaugen raus in den scheinbar unendlichen Verkehr auf den acht Autobahnspuren zwischen Deutschland und der Schweiz zu schauen. Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum. Aber es ist Wortfeuer, das ich getrunken habe und ein viel wirklicheres Heiligtum, als ich es in der *Ode an die Freude* als Schüler hören konnte, die wir häufig zum Jahresabschluss in der Turnhalle mit allen Kindern der Schule zusammen gesungen haben. Aber die Feierlichkeit ist richtig, die Feierlichkeit stimmt, als würde sich das

Versprechen der Ode endlich einlösen, als würde sich die Versprechung meiner Schulzeit einlösen: Dass sich das Lernen irgendwann lohnen würde, weil man sich durch Lernen irgendwann einen Raum im Leben, in der Kultur, in sich selbst öffnen können wird, z.B. in einem Buch als Bauch. Im Bauch eines Buchs, in dem sich mir eingeschriebene Grenzen aufzulösen beginnen – zwischen Kultur und Wahrnehmung, zwischen dem mütterlichen Zuhause und dem Klassenzimmer, zwischen Mutter- und Schriftsprache, zwischen dem von meinem Grossvater als feindlich wahrgenommenen Deutschland und seiner Schweiz, aus der er mir einmal einen Schokoladenosterhasen mitbrachte, dem ich die Ohren vom Kopf brach und aufass, in der Ahnung, dass ich ihn im aufgeknackten Hohlraum, der von ihm über die Grenze geschmuggelten Hasenform – aus der das Gesicht meiner Mutter herauschaut –, treffen würde.

Schreibe ich und erinnere mich plötzlich an einen Traum, den ich heute Nacht hatte. Ich war ein Heissluftballon, der durch die Luft flog, zugleich war ich auch die Luft, und als ich aufwachte, so schien mir, waren die Wände zwischen Traum und Wachzustand der Unterschied zwischen dem Innern des Heissluftballons und der Luft. So dünn wie die Ballonhaut.

Und male ein Gesicht und schreibe darunter: Eine Geschichte ist wie ein Gesicht.

Duvanel's Texte, scheint mir, sind nicht einfach Literatur, sondern eine Gebrauchsanweisung für einen anderen Umgang mit Wirklichkeit. Und die Witze, die sie wie Vogelfutter über die Seiten verstreut, kennen diesen Satz von Freud: Das Gegenteil von Spiel ist nicht Ernst, sondern Wirklichkeit. Ihre rabenschwarzen, brutalen Witze helfen uns, unseren phantasmatischen Lebensgebäuden zu entkommen und in Kontakt zu treten mit der Wirklichkeit. Mit der toten Wirklichkeit und mit der Wirklichkeit der Toten. Und in der Differenz zur Wirklichkeit der Untoten und der untoten, totgeschlagenen Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit, die scheinbar zu einem imaginären Produkt geworden ist, an dem man kratzt, und es fliesst Blut. Eine Wirklichkeit, die zu einem Selbstzerstörungsmechanismus geworden

ist. Dem *struggle for life*, anstelle der Wahrnehmung von Möglichkeiten des Aufgebens, des Sterbens. Die es gibt in Duvanel's Geschichte *Vom Recht, lebensuntüchtig zu sein*. Ihre fliegenbeinschwarzen Witze (man müsste für diesen Humor, der kein Galgenhumor ist, ein neues Wort erfinden --- es ist ein Humor, der den Schrecken des Todes in tausend heiteren Ausdifferenzierungen in Lebendigkeit verwandelt, ohne die Spur von Selbstmitleid oder Komm-grosser-schwarzer-Vogel-Morbidität) helfen uns, unsere Augen aufzuschlagen, innerhalb einer schwer erträglichen Wirklichkeit einer zombiehaft gewordenen Gesellschaft. Wo eine Frau durchs Quartier geht, um einen Besen in einen Lift zu stellen, und dabei angehalten wird von einem jungen Mann, der ihr seine weisse Ratte Tadeus verkaufen will. Denn diese Ratte ist das Gegenteil von Ernst, nämlich die andere Seite von rabenschwarz. Und der Lift, in den sie den Besen stellen will, kommt nie an in der Geschichte, er ist immer schon da. Er öffnet immer gerade seine Engelsflügel. Alle Momente sind Säрге, und wenn sie vergehen, scheinen wir als Tote in diesen Särgen durch die Zeit zu fliegen. Aber es passiert, dass ein Satz kommt. Der mit einem Riss durch die Zeit die Sargwände aufsprengt und wir sehen einen Chor von Engeln im Treppenhaus stehen. Und wir sind diese Engel. Das Schulhaus brennt, die Engel singen: Wem der grosse Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein, der betrete feuertrunken, Himmlische, den Lift. Oder betrete das Ende der Geschichte *Der Kavalier*: Nein, der magere Jochen wird Veronika nicht verlassen, weil er sich ihre Rabenaugen nicht nur vorstellen will – wie sie aussehen, wenn sie lacht oder lächelt oder weint, und ihr Rabenhaar, durch das er mit allen fünf Fingerspitzen der rechten Hand auf die Kopfhaut drückt (ich sehe eine zarte Rattenpfote). Er erschrak einmal, als er sah, dass ihre Kopfhaut weiss ist; er hatte sie sich schwarz vorgestellt. Jetzt blättere ich mich gerade durch das Buch, auf der Suche nach der Rattengeschichte. Hier ist die Heizung ausgefallen, ich bin aus dem Kahn ausgestiegen, und die Luft wird massiert von warmen Wellen, die mein kleiner weisser Heiz-Ventilator, genannt *Volto-Term*, mit einem gleichmässigen Rotier-Rattern in meine Richtung entsendet. Ratte kommt von Rattern. Das Rattern des Flügeltiers. Felsen treten wie steife Jungfern aus dem Wald heraus. Ich höre auf zu blättern, lege das Buch mit aufgeklappten Flügeln auf das Sofa und schreibe diese Wörter hier und schaue in diese wachsende Ansammlung schwarzer Gesellen, grauer Druiden, und erinnere mich an diesen

Moment heute Morgen in der Dämmerung, warum bin ich aufgewacht? Was hat mich aus dem Schlaf gerissen? Welcher Engel stand hinter mir und hat mit seiner Schwinge nach mir geschlagen? Ja, ich lag im Schrecken des Traums, ich lag brennend im Unglück meiner Familie. Einem Unglück, das wir von einer früheren Familie geerbt haben. Denn wenn es keine Seelenwanderung gibt: Die Wanderung des Unglücks existiert sicher. Und in diesem Wander-Unglück lag ich und wurde vom Engel geweckt und spürte mit Intensität, was ich als Kind, als Jugendlicher, als junger Mann getan hatte: Ich war in die Bilder geflüchtet. Ich war aus dem Unglück in die Bilder geflohen und hatte mich dort versteckt. Hatte mich überfressen, bis ich so voller Bilder war, dass ich selbst eins geworden bin. Vollgesogen mit blauer Fernseh-Elefanten-Farbe. Oder zum Sandmännchen geworden, das im ZDF den Kindern beim Einschlafen helfen soll, obwohl es doch der *Sandmann* aus E.T.A. Hoffmanns Erzählung ist, der den Kindern die Augen ausreisst. Damit sie es nicht merken, streut es ihnen vorher Bilder in den Kopf. Dann schlafen sie ein und träumen von einem Schrecken, an den sie sich morgens nicht erinnern können, wachen eines Tages auf und haben vor dem Einschlafen Duvanel gelesen. Spüren, dass sie von einem Engelsschwingenschlag aus dem Schlaf geholt werden, sehen die Flammen aus einem Inferno züngeln, in dem sie gerade noch gelegen haben, sehen sich in einem brennenden Holzbett liegen, bleiben einfach liegen, bis alles niedergebrannt ist und der Schrecken sie als Morgengrauen umfängt, knipsen das Leselicht an, schlagen das Buch auf. Verschwinden zwischen seinen kühlenden Blättern.

Kurz darauf spüre und höre ich den Geist von Duvanel in mein Ohr flüstern: Spring, wir sind hier, du kannst es, verlasse deine Familie und komm zu uns. Wir fangen dich auf. Spring!

Als ich dann später – *Beim Hute meiner Mutter* und *Totem und Tabu* liegt links und rechts neben meinem Teller –, beim Frühstück sitze, beisse ich plötzlich in ein Stück Fleisch. Mir wird bewusst, dass ich etwas esse, das ich noch nie gegessen habe, ich habe lesend gar nicht gemerkt, was ich da mit Messer und Gabel aufgeschnitten habe und in kleine Stücke zerteilt: Es ist ein kleiner Bräutigam, mit schönem Schnurrbart und Nadelstreifenanzug. Nicht grösser als eine Puppe. Der in meiner Müslimilch liegt und zugleich tot ist, aber auch noch lebt. Ich

lese noch einmal *Innenleben und Eigenleben* und esse dabei voller Mitleid, jedoch auch Kaltblütigkeit, den Bräutigam mit kleinen Bissen auf und als ich ihn aufgeessen habe, oh Schreck, realisiere ich, dass ich selbst nicht mehr da bin, sondern im Text.